Nr. 38 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von **Hermann Stegemann.**

(Fortsetzung.)

Sogar die Regierung kam in Bewegung. Der Bürgermeister hatte sie aufgestört, indem er am ersten Amtstag mit seinem Apfelschimmel ins Städtchen kariolte und eine Menge längst fälliger Verbalberichte erstattete, um dann mit einfältiger Miene von dem Dröhnen im Heiligenbronner Bienenstock zu erzählen. Der Amtmann berichtete vorläufig in einem Privatbrief an seinen Chef in die Residenz. Der Geheime Domänenrat schrieb zurück: „Ich empfehle Ihnen privatim ein Auge auf die Entwickelung zu haben. Unser braver Bürgermeister trägt uns da ja recht suspekte Dinge zu. Seit die schöne Frau mit dem Ausbau des Bades und Quellenanteil gedroht hat, bin ich auf alles gefaßt. Beiläufig — der Rekurs des p. p. Markwalder gegen den Ortsbrauch, noch im April bis und mit 10. Mai den Grubeninhalt im offenen oder im Kraftwagen durch den Ort und über die Kurstraße aufs Feld zu führen, ist von einem hohen Ministerium als begründet erklärt worden. Wenn unserer wackerer Bürgermeister, dessen agrarische Interessen ich voll und ganz respektiere, eine dahingehende Andeutung erhält, ehe der Erlaß auf dem Dienstwege an ihn gelangt, so dürfte das meines Erachtens den Intentionen der vorgesetzten Behörde nicht widersprechen. Ich empfehle, mit etwas Aufsehen eine Besichtigung des Parkes und der Therme vorzunehmen und Anschläge über Erneuerungs- und Erweiterungsbauten hervorzusuchen (das Aktenmaterial gestattet das ohne neue Aufnahmen), damit wir unsererseits diligentia und vigilantia prästieren. Daß wir für Heiligenbronn schon viele Opfer gebracht haben, ist dessen ungeachtet zu bedenken und zu betonen."

Nach vierzehn Tagen, als die Fastnacht begann, die in Heiligenbronn in einem Ball im „Lamm" bestand und mit alkoholischen Verwüstungen endete, wobei das gute alte Lahrer Kommersbuch zu stillem Entsetzen, aber unter öffentlicher Beteiligung des einzigen Akademikers Doktor Grohmann in allen Händen war, da schlug die Nachricht ein, daß Marie Therese Markwalder wieder abreise. Und am anderen Morgen sahen die übernächtigen Heiligenbronner den Landauer durch das Dorf fahren, in dem die Frau der Bahn zurollte.

Weiß niemand, wer das Wort aufbrachte, aber es lief von Mund zu Mund: Da ist etwas geschehen, die kommt nicht wieder! Nur der Förster lachte, und da er ein rechter Mann war, wenn ihn der Mond nicht plagte, so sagte er grob: „Eher kommt der Niklas Markwalder nicht wieder. Die steht treu zur Sache und zu ihrem Wort, der zerbeißt kein Giftzahn Leib und Seele."

Die letzten schönen Tage.

Aber das Gerücht hatte diesmal nicht ganz unrecht, wenn auch der Förster wahr gesprochen hatte.

Schon weilte Marie Therese im Hozzental.

„Ja, Vater, ich hab alles gerichtet, daß ich's ruhig erwarten kann, bis einen Tag vor dem Anfang der Saison, ob der Niklas kommt oder nicht."

„Und wenn er nicht kommt?" fragte der Strohecker.

Da legte Marie Therese die Hände ineinander, schaute eine Weile zum Fenster hinaus, in den trüben, regnerischen Tag, der das Hozzental mit Wolken füllte, und antwortete:

„Dann geh ich auch so nach Heiligenbronn."

Der Vater lachte rauh.

„Bist Du so weich geworden?"

„Das versteht der Vater schlecht," entgegnete Marie Therese und stand auf und in ihrer Stimme war eine gefestigte Ruhe und in ihrem Wesen eine neue, stille und reine Kraft.

„Ich dank ihm alles, dem Vater, was er mir gesagt hat in der Nacht auf dem Gottesacker, und ich bin's von Herzen zufrieden gewesen, daß er mir den Niklas ganz zurückführen will. Aber ich hab's gespürt, wie es mich hinuntergerissen hat ins Badhotel Krantz, und als ich drin geschafft und gesorgt hab und das ganze große stolze Haus um mich her gewesen ist und unsere Betten und unsere Heimat, da hab ich's gespürt, daß ich ihm nicht aus der Ehe gehen kann und nicht aus dem Haus. Und wenn ich's nicht anders und nicht besser hätt, als es in den letzten Jahren war, ich begehr nichts anderes als Schlafen und als Sorgen und als Spüren, wie es uns treibt und mit uns wächst. Und dann, Vater, das Theresle, das hab ich dort eingebracht, zur Welt, das soll mir dort wachsen."

Der Strohecker hat lange geschwiegen. Endlich grub er ein Wort aus der Brust und sagte:

„Es ist ein kurioses Ding, daß ich Dich weich heißen muß, wo Du Dich wieder als ein hartes Holz erweisest. Und daß Du's weißt, Du hast recht, und der Strohecker ist ein Kolderer, der noch würgt an dem, was Du schon abgetan hast. Wie aber, wenn er Dich nicht mehr will, der Niklas?"

Diesmal fuhr sie auf.

„Hat er dem Vater geschrieben?"

Ihr Gesicht war blaß, die Brauen rückten zusammen, unwillkürlich kam dem Strohecker die Aehnlichkeit mit seinem Spiegelbild zum Bewußtsein.

„Nein, noch nicht," wies er sie kurz zurück.

Sie atmete wieder und dann sagte sie fest:

„Wenn er's als Gelegenheit ergreifen will, um sich von mir zu scheiden, so mag er es tun. Ich kann's überleben. Aber wenn ich auch nur tausend Taler eingebracht hab und das Badhotel Krantz mit Haus- und Lebware und Grund und Boden das hundertfache gilt, so steckt doch meine Arbeit darin, und die laß ich nicht stecken, wie ich mein Leben nicht stecken laß und das Kind nicht. Und das weiß der Niklas!"

„Gut," antwortete der Vater und ging in seinen Wald.

Niklas Markwalder ist nicht gekommen, aber sein Brief war keine Absage, sondern glitt über alles hinweg und verweilte nur dort, wo sich der Knoten zusammengezogen hatte, der schon lange vorher geschürzt lag, und sprach von dem Tode des Vaters.

„Wenn mir Dein Vater unrecht gibt, weil ich nicht darüber weggekommen bin, so muß ich mich deswegen doch nicht stellen. Wie es in mir aussieht, das kann er nicht wissen und nicht ändern. Ich kann doch nicht um Verzeihung bitten und ist es auch nicht meine Sache, ihm Aufklärung zu geben. Ich habe es nur mit Dir zu tun, und sehe nicht ein, warum wir jetzt, nach so langer Zeit, mit der Sache wieder anfangen sollen. Wir haben im Geschäft gerade genug zu tun und ist mir der Winter schwer geworden, denn ich habe mir auf einem Ausflug mit den Gästen ein Fieber geholt, welches mich heruntergebracht hat. Du wirst nicht sagen, daß ich leere Entschuldigungen schreibe, ich fürchte mich auch nicht, und wenn Du in Heiligenbronn große Rechnung machen willst, gehe ich Dir gern dazu. Nach dem Hozzental komme ich nicht, aber ich bitte Dich, wiederzukommen. Daß Du solange dort bleibst mit dem Kind, wie es irgend geht, ist mir gewiß recht, und grüße ich auch Deinen Vater auf das beste. Wenn ich schreibe, daß ich Dich erwarte in Heiligenbronn, wirst Du auch einsehen, daß ich nicht gewartet habe auf die Gelegenheit, auseinander zu kommen."

Als der Strohecker den Brief gelesen hatte, sagte er, und es klang gleichgültig: „Gras schneidet man nicht mit der Axt, und wen ich nicht fassen kann, den kann ich auch nicht werfen."

Aber es war ein Wurm in ihm, und er ging umher wie einer, der noch eine Schuld auszugleichen oder einzutreiben hat, eine harte Schuld, bei der Leben gegen Leben steht. Die Knechte hatten es zu büßen. Der Wegwart wollte den Wurm mit Arbeit töten.

Marie Therese saß noch eine Zeitlang still im Hozzental. Was sie Niklas zurückgeschrieben hatte, stand auf einem kleinen Blatt. Daß sie bei dem Vater nichts anderes geholt habe als neue Kraft und daß sie des Vaters nicht bedürfe ihrem Manne gegenüber.

Und wenn Niklas glaube, es werde langsam wieder zugefüllt, oder auch nur überbrückt werden das Loch, das zwischen ihnen entstanden sei, so werde sie auch damit zufrieden sein, denn sie habe ein gutes Gewissen. Und dann, daß alles bereit sei in Heiligenbronn und daß es herrlich zu tun gäbe, denn die Regierung sähe nun endlich, daß sie nur dann Nutzen ziehen könne aus ihrem Quellenbesitz, wenn sie auch etwas daran wage und mit der Anforderung zu einem Neubau an die Stände des Landes gehe. Und das Theresle lasse den Vater grüßen.

So schrieb sie, nachdem sie aus den Worten des Vaters Lehre und Kraft gezogen und sich überwunden hatte.

Der März war gekommen und der Tag der Abreise stand vor der Tür. Marie Therese schied schwer vom Vater. Er war wortkarger als je.

„Was ist dem Vater? Daß ich's weiß, eh ich geh," bat die Tochter.

„Nichts!"

„So rat ich und sag, weil er mit dem Niklas nicht zu Wort gekommen ist."

Er zögerte noch, dann entschloß er sich und entgegnete: „Ich hab noch einmal regiert, und es ist mir schlecht geraten. Er holt Dich nicht, und Du gehst doch. Ich hab keine Sicherheit, daß Du ihn findest, wie es Dir frommt, und ich muß Dich doch gehen lassen. Daß ich nicht zwingen kann, was ich für recht halt, und wieder seh, wie das Leben einen Umweg baut, wo die Straße grad und stet zufahren sollte zum Ziel, das ist, was mich vertäubt."

„Und zürnt mir darum der Vater?"

Er schüttelte den Kopf.

„Auf diesem Fleck ist das Theresle gestanden als ein grätiges Mädele und hat mir den Weg abverlangt und den Willen. Heut steht die Frau da, ist schon ausgewachsen und kein Lot Fleisch mehr an ihr von dem Theresle. Aber ich denk als, es ist nicht das Fleisch, was mir das Theresle ausgemacht hat. Und ich wurm mich nur, daß ich ihm auch diesmal nicht hab helfen können."

„Ihr habt mir geholfen, Vater," antwortete die Tochter. „Und ob der Niklas mich holt oder nicht und daß ich geh, das macht's nicht aus. Inwendig habt Ihr mir geholfen."

„So gehst Du gern?"

„Ich geh' gern."

Er sah sie forschend an, sie stand stolz und frei und es war doch ein wenig Demut dabei vor dem Vater, und er spürte alles und reichte ihr die Hand.

„So geh! Aber sag' dem Niklas, ich an seiner Statt wäre dem Strohecker vor die Augen gegangen, denn der hat noch keinem den rechten Weg verkarrt!"

Marie Therese hatte ihrem Manne nichts davon gesagt, denn es war wie eine Verabredung zwischen ihnen, nicht an das zu rühren, was in den Briefen aufgeflackert war aus der Asche, die auf alten Bränden lag. Und dennoch war ihr Verhältnis ein anderes, freieres geworden. Der Mann gab sich wärmer, und die Frau unterlegte ihm ihren Willen, so daß sein Entscheid den Anstoß gab, wenn es etwas Großes zu richten galt.

Aber Niklas Markwalder hatte ein Fieber mitgebracht, und das fand ihn von Zeit zu Zeit immer wieder. Als die Saison zu Ende ging, sagte er nichts von einem Winterengagement.

In diesem Jahre hat sich ein junger Arzt in Heiligenbronn niedergelassen und sein Schild an die Tür des Häusleins geheftet, das dem Parkgärtner gehörte. Der Verwegene trotzte sogar der stillen Nebenbuhlerschaft des mächtigen Medizinalrates, der am Stammtisch herablassend und gönnerhaft von dem jungen Kollegen sprach, aber vermied, ihm irgendwie beizustehen oder ihn zu fördern. Dagegen umgab er sich selbst mit einem Assistenten, der auch die Therapie des alten Herrn etwas modernisieren half. Doktor Baumgart hatte einen harten Stand und sah im ersten Winter und in der nächsten Saison noch wenig von Patienten.

Da fand Marie Therese in einer heißen Augustnacht, die Niklas in einem wilden Fieberanfall niedergeworfen hatte, den Mut, den jungen Arzt holen zu lassen. Es traf sich, daß der Medizinalrat zu einem hohen Kranken nach Nauheim gerufen worden war, und so umging sie seinen Vertreter und ließ den Doktor Baumgart ins Badhotel bitten.

Der alte Parkgärtner fragte den Nachtwächter des Hotels zweimal: „Ja, Himmel-Erden, bist Du denn gewiß nicht verirrt? Die Badwirtin läßt meinen Doktor holen?"

Dann schlug er an die Tür seines Mieters, und Baumgart fuhr aus einem Bärenschlaf.

„Herr Doktor, das ist ein gesegneter Tag."

„Unsinn, Nacht ist es, ein Uhr vierzig Minuten, was ist denn los? Der Holzfäller in Kaltenbronn, oder hat ein Automobil die Kolik?"

Der alte Faber streckte den runzligen Zeigefinger in die Höhe.

„Herr Doktor, es ist ein großer menschlicher Moment!"

„Sie sind verrückt, Faber, sagen Sie lieber, was los ist!"

Dabei war er schon in die Hosen gefahren und angelte nach den Trägern.

Der Alte half ihm.

„Herr Doktor, ich hätte Ihnen gekündigt auf den ersten September, aber jetzt können Sie getrost wohnen bleiben. Oder wollen Sie sich eine Villa bauen?"

„Himmel Donnerwetter, jetzt platzt mir aber die Geduldsblase," schrie Baumgart und stampfte mit dem nackten Fuß, daß ihn die Ferse brannte.

„Also, Frau Markwalder bittet Herrn Doktor Baumgart zu Herrn Markwalder zu kommen."

Da knöpfte Baumgart den Rock zu und erwiderte ernst: „Also entweder sind Sie im Trau, alter Botanikus, obgleich ich nichts rieche, oder der Mond dreht sich und die Erde steht still. Oder der Esel von einem Portier ist zu uns gelaufen statt zu dem jungen Kollegen bei dem Medizinalrat."

Der Alte antwortete noch ernster:

„Ich glaube, der Herr Doktor irren sich in allen seinen Suppositionen."

Und so trat Baumgart noch einmal vor den Spiegel, fuhr sich mit den Bürsten über das kurze blonde Haar und den kurzen flaumigen Bart, der die roten Schmisse etwas weniger frisch erscheinen lassen sollte, und ging in die Nacht hinaus.

Heute fühlte er sich zum ersten Male nicht als Assistent, sondern als praktischer Arzt, der auch von seiner Praxis leben will. Und ein Schwall von Hoffnungen stieg in ihm auf. Er durchschritt den mächtigen Park, in dessen uralten Bäumen ein warmer Wind rauschte, mit dem Gefühl, daß er vielleicht doch noch hier Wurzel fassen könnte, und als er an der berühmten Zeder vorüberging, die ihre schwarze Pyramide vor dem Thermenhaus aufbaute, als stünde sie vor dem Tempel Salomonis, da kam ihm der Gedanke, daß ja auch Exoten in Heiligenbronn zur Wurzel und Wachstum gelangt seien. Dann sammelte er sich und vergegenwärtigte sich das Bild der Frau, die ihn rufen ließ, und den Kranken, zu dem sie ihn bat. Es war eigentlich eine seltsame und dennoch einfache Gedankenverbindung, als er die Frau mit der Libanon-Zeder verglich, um dann die Zeder in eine schlanke Gebirgstanne zu verwandeln, wie er sie auf Höhenwanderungen getroffen hatte. Von dem Manne konnte er sich kein Bild machen.

Das Hotel schlief, aber auf den langen Korridoren leuchteten winzige Nachtlichtchen, die auf Schemeln standen, und der Arzt, der das Badhotel und seine Ordnung nicht kannte, wunderte sich über die altfränkischen kleinen Stümpfchen, die friedlich in ihrem klaren Oel schwammen und nach dem Abdrehen des Gashahnes eine bescheidene vertrauliche Helle verbreiteten, bis der Hausbursche sie in der ersten Frühe brennend hinwegtrug, ein ganzes Brett voll müder Flämmchen, um sie im Freien zu löschen. Marie Therese hatte den Brauch eingebürgert, und dem jungen Doktor kam die einfache und praktische Sitte beinahe wie eine symbolische Handlung vor.

Niklas Markwalder lag in Fieberschauern, bald von fliegender Hitze, dann von schaudernden Frost geplagt, und Marie Therese berichtete dem Arzte, daß er nun schon länger als ein Jahr an solchen Anfällen leide, daß dieser aber einer

der heftigsten wäre. Sie war ruhig, und ihr Bericht klang zuverlässig und treu, daß Baumgart einen starken Eindruck von ihr empfing.

Als sie sich über den Kranken beugte, schlug einer ihre schönen, nur leicht aufgesteckten Zöpfe mit dem freien Ende auf die Bettdecke.

„Nimm die Schlange weg," stieß Niklas hervor und warf sich im Fieber.

Da lächelte sie leise, wie entschuldigend und verzeihend, und sie richtete sich auf, damit die braune Flechte, in der ein verlorener silberner Faden schimmerte, vom Bett wieder auf ihren Rücken glitt. Aber sie hielt den Mann mit ihren weißen Händen sanft und stark an den Schultern und ließ nicht nach, bis der Arzt die Untersuchung des Herzens beendigt hatte.

Als sie ihn hinausbegleitete, zeigte sich, daß schon alles bereit war, Eis, um Kompressen zu machen, heißes Wasser, falls dieses begehrt würde, auch war das Bad gerichtet, und der Bursch, der die Nachtwache hatte, stand bereit, um ein Rezept in die Apotheke zu tragen. Sie sah dem Arzte an, daß er an keine unmittelbare Gefahr glaubte.

„Herr Doktor, ich weiß, daß mein Mann krank ist. Aber wie krank, das sollen Sie mir sagen."

Er hatte sich die schönsten Antworten für alle vorkommenden Fälle ausgedacht in seinen Mußestunden, hier gehorchte ihm keine.

Endlich kam das unterste in seinem Wesen, die Wahrhaftigkeit, obenauf und durchbrach alle lebensklugen Erwägungen.

„Frau Markwalder, ich weiß noch nicht, was sich unter diesen Fieberanfällen versteckt. Vielleicht ein Art Malaria, vielleicht ist's diesmal sogar etwas anderes. Aber ich werde es wohl noch herauskriegen, wenn ich die Behandlung behalte und ich möchte zuerst eine Blutuntersuchung vornehmen. Ein Beruhigungsonkel bin ich nicht. Auch wichtig tun und bange machen will ich nicht. Aber das Herz ist nicht ganz in Ordnung."

Er sah nur den matten weißen Schein ihres Gesichtes in der unsicheren Beleuchtung der gedämpften Lampe, aber ihre Stimme klang fest und klar: „Was es ist, plagt mich nicht so viel, als wie es ausgeht. Und wenn ich Sie habe rufen lassen, so habe ich gerade Sie rufen lassen, Herr Doktor. Mein Mann ist vor einem Jahre einmal wegen der Schüttelfröste bei Herrn Medizinalrat Grohmann gewesen, aber Hausarzt ist der Medizinalrat bei uns nicht. Das war früher. Wir, das heißt das Theresle und ich, haben noch keinen Arzt gebraucht."

„Alle Achtung," entfuhr es Baumgart. Und dann unterdrückte er die doktrinäre Anwandlung, die in ihm aufgestiegen war, als die selbstsichere Frau die Diagnose geringschätzig beiseite geschoben und nur die Prognose hatte wissen wollen. Donnerwetter, da hatte er eine Lehre erhalten, ohne Lehrgeld zahlen zu müssen! Und — zum Teufel, die Diagnose war ja auch für den Patienten und die Angehörigen wurst, wenn nur die Prognose eine günstige war! War sie's aber nicht, so half auch die Diagnose wenig. Freilich: „Vom Standpunkt der ärztlichen Wissenschaft aus . . ."

„Herr Doktor!"

Er hörte den Weckruf und setzte sich gerade und fand sich mit dem Rezeptblock in der einen, den Bleistift in der anderen Hand in einem Sessel. Ihm gegenüber lehnte Frau Marie Therese am Tisch. Da schob er den Block in die Tasche. „Ich verschreibe nichts, aber ich komme am Vormittag wieder. Chinin wird Herr Markwalder schon genug geschluckt haben."

Niklas Markwalder hat sich rasch wieder erholt, aber das Herzleiden, das wohl schon früher bestanden haben mochte, machte aus ihm einen kränkeren Mann als das sizilianische Fieber. Marie Therese trug die Last der Geschäfte mit heiterem Mut, und sie gab auch die Bekanntschaft mit dem jungen Arzt nicht verloren, sondern förderte ihn in ihrer energischen und warmherzigen Art, so daß er bald inne wurde, wie richtig der alte Faber in jener Augustnacht die Zukunft bewertet hatte.

„Aber ein Krankenbad darf Heiligenbronn nicht werden," sagte Marie Therese, als Baumgart bei der Eröffnung einer neuen Saison zu einer nachdrücklichen Betonung der Heilanzeigen in den Prospekten und Zeitungsannoncen des Badhotels riet.

„Auf das bißchen Wärme und das Quentchen Schwefel der Quelle gebe ich auch nicht viel, Frau Markwalder, aber die Lage und das Klima, die selige Frische und Fülle dieser Natur, das sind Heilfaktoren, die müssen ausgenutzt werden. Heiligenbronn ist kein Luxus- und Vergnügungsbad und wird es auch nicht, wenn auch ein bißchen mehr an Zerstreuungen und Kultur geboten werden könnte. Aber schließlich — die, die ruhen wollen und gesund werden, machen die Bedeutung eines Kurortes, nicht die Amüsiermenschen und die Feriengäste, die man sechs Wochen wie die Maikäfer von den Bäumen schütteln kann, groß und klein, und die sich auch ohne das von selbst vermehren."

„Ich sehe nur unser Haus, Herr Doktor, und das ist heute schon wieder zu klein. Es treibt uns früher oder später zum Bau des anderen Flügels. Aber Schwerkranke und Rollstühle passen nicht ins Badhotel."

„Ja, aber verehrte Frau Markwalder, das Badhotel ist doch nicht Heiligenbronn!"

„Ei, Herr Doktor, und was ist denn Heiligenbronn ohne das Badhotel? Und auch die Quelle laß ich nicht schelten."

Da lachte Baumgart.

„Glaub ich, und ich will Ihnen auch sagen, warum. Nicht weil Ihnen das bischen Wärme und das Quentchen Schwefel imponierte, sondern weil Sie selbst ein Brünnlein davon haben auf Ihrem Grund und Boden."

„Ja, ganz recht. Und es wäre schlimm, wenn wir es nicht hoch hielten! Daheim der Brunnen auf unserem Hof, der gilt als lebendig wie das Vieh im Stall, und der Vater sagt, er laufe seit dreihundert Jahren in denselben Steintrog. Das ist wie ein Stück von uns selbst. Und da mein ich, hat das Wasser, das hier warm und kräftig aus unserem Grund tritt und dem Ort den Namen gegeben hat, auch ein Recht auf eine Seele, und so halt ich's auch."

„Sie sind ein treues Gemüt, Frau Markwalder, und ich glaube fast, ich hab es so gemeint, wie Sie es jetzt ausgesprochen haben," entgegnete Baumgart. „Aber von der Zukunft Heiligenbronns als Krankenbad oder als Heilbad — das klingt besser und erinnert nicht so an Krankes und Totes — laß ich mir nichts abhandeln. Wir erleben die Entwicklung noch."

„Ei freilich, Herr Doktor, wenn wir alt genug werden. Sie haben Zeit," antwortete Marie Therese lächelnd.

„Ich bin jetzt dreißig Jahre, gnädige Frau, jawohl, Geburtstag bereits gefeiert," versicherte Baumgart.

„Herr Doktor, ich lasse mich nicht gnädige Frau nennen. Das wissen Sie. Und sechs Jahre habe ich voraus. Aber jetzt eine andere Frage: finden Sie meinen Mann gebessert?"

„Ja, das Fieber sind wir, wie mir scheint, glücklich los, für eine Zeitlang wenigstens. Wissen Sie was, Sie erzählten da eben von Ihrer Heimat. Ich bin einmal auf einer Wanderung dort vorbeigekommen. Warum gehen Sie nicht über den Winter mit Ihrem Herrn Gemahl ins Hozzental? — Nein, zu hoch ist es nicht."

Marie Therese trat zu dem Blumentisch, der in der neueingerichteten Halle einen Garten erblühen ließ.

„Daran habe ich noch nicht gedacht."

„Sie schließen ja sowieso, Ihr Töchterchen ist jetzt im Institut, also äußere Hindernisse keine und" — er wurde ernst — „innere Notwendigkeiten gegeben."

Sie hob rasch den Kopf, sah ihn ernst an, dann durchflog ihr Blick die weiße Halle. Sie waren allein. Die Kurkapelle spielte, im Garten klangen lustige Stimmen.

„Niklas ist zusammengefallen, ich weiß es. Aber?"

„Wollen Sie nicht eine Konsultation mit einer Autorität erwägen?" wandte Baumgart ein.

„Ich will alles, was sein muß, und es gibt nichts, das ich nicht täte. Aber von Ihnen verlang ich, daß Sie mir sagen, was Sie selbst glauben zu wissen."

„Ich weiß nicht viel, Frau Markwalder, aber ich fürchte viel. Sie haben selbst gesagt, daß die Kräfte abnehmen, sein Herz ist in keinem guten Zustand."

Nun begann für Marie Therese eine neue Zeit. Mit heiterem Mute ernst ins Leben zu sehen, fröhlich alles zu tragen und stets bereit sich ganz einzusetzen, das war ihr längst eigen, aber Heiterkeit heucheln und Sorgen verhehlen, das hatte sie noch nicht gelernt, das lag auch ihren aufrichtigen Wesen schlecht. Sie hat sich auch das abgerungen. (Fortsetzung folgt.)

Die Forellenarten, ihr Fang und ihre Zucht.

Von Fritz Skowronnek.

Es sind alles Edelinge, Glieder einer vornehmen Sippe, die den Familiennamen Salmo tragen! Wie dem König Bisino — in Freytags „Ahnen" — das schwarze Mal, das sich in seinem Geschlecht forterbte, zwar nicht Schönheit aber Stolz gab, so tragen diese Edelinge zwischen Rücken- und Schwanzflosse einen kleinen Auswuchs, die sogenannte Fettflosse, die keine andere Fischart aufzuweisen vermag. Weshalb der Mensch alle Salmoniden als Edelfische anspricht, ist leicht zu erklären. Sie stehen nicht nur in der volkswirtschaftlichen Bedeutung obenan, sondern nötigen auch durch ihren Wohlgeschmack jedem Verehrer Hochachtung ab. Und drittens gelten sie dem Sportangler als kluge, wehrhafte Gegner, ihr Fang als höchste Blüte der Fischweid.

Zunächst wollen wir uns in dem Geschlecht dieser Edelinge etwas umsehen. Die erste Rolle gebührt dem Lachs, der den größten Teil seines Lebens im Meer zubringt und nur zum Laichen in die Flüsse aufsteigt. Ihm geht es, wie vielen anderen Tieren, denen die Entwickelung unseres Wirtschaftslebens die Existenzmöglichkeit einschränkt oder gar vernichtet; er findet die Flüsse, in denen er zu seinen Laichstellen aufsteigen will durch Abwässer der Industrie verunreinigt oder durst hohe Wehre versperrt, die er nicht zu überwinden vermag. Mit vieler Mühe und großen Geldopfern suchen die Fischereivereine ihm zu Hilfe zu kommen, aber selbst die vielen Millionen junger Fische, die künstlich erbrütet und ausgesetzt werden, können den Rückgang nicht aufhalten. Es ist doch nur ein winziger Bruchteil dessen, was die Natur hervorgebracht hätte, wenn sie dem Fisch dienen könnte und nicht dem Menschen dienen müßte!

Weitaus besser geht es dem nächsten Verwandten des Lachses, dem in der Donau und ihren Nebenflüssen lebenden Huchen. Er lebt in so geregelten Verhältnissen, daß er menschlicher Hilfe nicht bedarf. Er verschmäht es auch, zum Meere hinabzusteigen. In der Wertschätzung der Sportangler steht er sehr hoch, denn er erreicht ein Gewicht von sechzig Pfund und darüber. Aber schon die Burschen von zwanzig Pfund, die nicht ganz selten mit der Angel ge-

fangen werden, wehren sich sehr tapfer und bleiben oft Sieger, wenn ihr Gegner nicht Meister seiner Kunst ist.

Dem Laien würde dies unverständlich bleiben, wenn man ihm nicht sagen wollte, daß es allerdings möglich ist, Rute, Schnur und Haken so stark zu wählen, daß auch der schwerste Fisch mit Anwendung roher Kraft überwältigt werden kann. Das aber ist es, was der Sportangler verschmäht. Er wählt sein Gezeug so fein, daß nur Geschicklichkeit ihm zum Siege zu verhelfen vermag. Nur durch Kunst vermeidet er es, daß der Fisch ihm in rasender Flucht die Schnur zerreist oder den Haken zerbricht, durch Geduld und Ausdauer macht er ihn müde, bis die Kraft des Gegners erlahmt.

Allerdings besitzt er dabei ein Hilfsmittel, das die Widerstandsfähigkeit seines Gegners um das Vielfache erhöht. Das ist die Rolle, eine Haspel, die hundert Meter bester Seidenschnur trägt. Sie ist durchaus nicht unfehlbar und in der Hand des Anfängers versagt sie oft. Aber dem Meister erweist sie sich als Helferin in der Not.

Es muß schon etwas im Angelsport liegen, was viele ernsthafte Männer mit magischer Gewalt in seinen Bann zieht. Versuchen wir es zunächst alle Glieder der Sippe kennen zu lernen. Da seien zuerst die Lieblinge aller Feinschmecker, die Maränen, genannt. Sie waren früher wenig bekannt und sind so vornehm, daß sie sich noch einen besonderen Geschlechtsnamen, Coregonen, zugelegt haben. Mit den Sportanglern sind sie noch nicht ernstlich zusammengetroffen, weil sie in der Tiefe norddeutscher Seen ein stilles, verborgenes Dasein führen. Der Riese ihres Geschlechts ist die Madümaräne, ein starker Fisch, der die Länge von 60 Zentimeter und ein ansehnliches Gewicht erreicht. Schon Professor Benecke, der stille, ostpreußische Fischersohn, dem die deutsche Fischwirtschaft die größten Anregungen verdankt, vermutete in dieser Maränenart einen Nachkommen des Ostseeschnäpels, der, durch Naturereignisse vom Meere abgeschnitten, sich dem Leben im Süßwasser angepaßt hat. Seine Vermutung ist glänzend bestätigt worden. Vor etwa zehn Jahren ist es gelungen, vom Schnäpel im Binnensee Nachkommen zu erzielen und zu erziehen: es sind Madümaränen geworden. Nun gibt es noch eine oder zwei Arten von kleineren Maränen. Ich sage lieber eine, denn die Größe ist nicht ausschlaggebend. Außerdem habe ich einen schlagenden Beweis an der Hand. Der Fischereipächter Ridziwon Krimow, ein Filippone, hat in den siebziger Jahren den Selmentsee mit Maränen der kleinen Art, die nach Ansicht ihrer Vertreter nicht länger als 18 bis 20 Zentimeter werden soll, bevölkert, und wenige Jahre danach wurden Maränen von 30 bis 34 Zentimeter Länge gefangen. Daß man über solche Dinge vielfach noch nicht im klaren ist, darf nicht wundernehmen. Herrschen doch selbst über die Frage, ob die Bachforelle als besondere Art von der Seeforelle zu trennen ist oder nicht, ganz entgegengesetzte Ansichten. Verschiedenheiten im Bau sind nicht nachzuweisen. Die Unterschiede in der Färbung sind nicht maßgebend, denn die Forelle ist ein Chamäleon in der Fertigkeit, sich dem Untergrund, über dem sie steht, mit der Farbe anzupassen. Diese Fähigkeit teilt sie übrigens mit manchen anderen Fischen, z. B. den Schollenarten, Flunder, Kliéfche, Steinbutt usw. Und daß Exemplare derselben Art, je nach der Reichlichkeit der Nahrung, ganz verschiedene Größe erreichen, ist längst erwiesen.

Von der Bachforelle, der man für gewöhnlich ein Gewicht von höchstens acht bis zehn Pfund zubilligt, sind zudem viele, durchaus beglaubigte Fälle von außergewöhnlicher Größe bekannt. So berichtet Max von dem Borne von einer Forelle, die 19 Pfund wog, und Gustav Fellner, ein Meister und Veteran des österreichischen Angelsports, bezeugt mehrere Exemplare von 20, 23 und 25 Pfund.

Ehe wir uns nun ganz der Forelle zuwenden, sei schnell vorweg genommen, daß auch die Aesche und der Stint dem Geschlecht der durch die Fettflosse geeinten Arten angehören. Die Aesche ist ein flinker, vom Sportangler hoch geschätzter Fisch, der namentlich beim Anhieb, aber auch beim Drill die Geschicklichkeit des Anglers auf eine harte Probe stellt. Die Aesche tut der Forelle als arger Laichräuber starken Abbruch und wird im Interesse einer rationellen Fischwirtschaft soviel wie möglich unterdrückt. Der Stint ist der verarmte Verwandte der edlen Sippe, der in plebejischen Massen auftritt und in sehr schlechtem Geruch steht. Er riecht nämlich nach faulenden Gurken. Aber trotzdem schmeckt er sehr gut und wird mit einer säuerlichen Specksauce gekocht und gebraten von vielen Menschen sehr gern gegessen. An der Aesche haben unsere Vorfahren einen Thymiangeruch wahrgenommen und ihren lateinischen Namen danach gewählt. Der Geruch muß ihr im Laufe der Zeit abhanden gekommen sein, denn jetzt ist nichts mehr davon zu entdecken.

Um der Forelle ganz gerecht zu werden, muß man auch ihre volkswirtschaftliche Seite hervorkehren und stark betonen. Sie ist darin dem Karpfen weit überlegen, denn dieser plumpe Geselle wird im besten Fall nur mit 0,80 bis 1 Mk. pro Pfund bewertet, während die Forelle stets mit 3 Mk. für die gleiche Gewichtsmenge bezahlt wird. Allerdings unter der Voraussetzung, daß sie die sogenannte Portionsgröße von einem Viertelpfund nicht wesentlich überschreitet. Und daß ist wiederum ein Vorzug, denn er gestattet dem Fischzüchter den schnellen Umschlag. Ob man die Tatsache, daß die Forelle, wie fast alle Arten ihrer Sippe, im Winter laicht, als Vor- oder Nachteil für den Züchter bezeichnen darf, ist schwer zu entscheiden. Soviel steht allerdings fest, daß die Kunst, Fischeier zu gewinnen und künstlich zu erbrüten, sich bis vor kurzem nur auf die Winterlaicher erstreckte.

Der Ruhm dieser bedeutsamen Entdeckung gebührt dem deutschen Landwirt Jacobi, der um 1750 bereits den Beweis erbrachte, daß man Milch und Rogen der Winterlaicher durch Abstreichen gewinnen, durch Vermischung befruchten und künstlich erbrüten kann. Aber diese Entdeckung wurde erst durch Franzosen in die Praxis umgesetzt, und die erste Forellenbrutanstalt war Hüningen im Elsaß, die im Kriege von 1870/71 in deutschen Besitz überging. Sie hat jahrzehntelang vorbildlich gewirkt, unter der Leitung eines ostpreußischen Volksschullehrers Haack, der als einfacher Soldat die Waffe aus der Hand legen mußte, um sich diesem Friedenswerk zu widmen. Sie hat ihren Zweck erfüllt und ist vor wenigen Jahren eingegangen, weil sie unter den allerungünstigsten Verhältnissen arbeitete. Aber was sie unter der Leitung dieses außergewöhnlichen Mannes der deutschen Fischwirtschaft gewesen ist, Vorbild und Ansporn, wird unvergeßlich bleiben. (Schluß folgt.)

Schauen und Zeigen.

Von **Hans Schmidkunz.**

Wer kann mir kurz das Aeußere der ihm nächststehenden Personen aus der Erinnerung angeben? Wer kann mir auch nur die Farbe ihrer Augen und Haare nennen? Wer kann mir ein Gemälde, daß er täglich vor sich sieht, wenigstens in den gröbsten Grundzügen auswendig beschreiben?

Wer einen solchen Versuch macht und dabei größtenteils scheitert, möge darüber nicht traurig sein. Uns anderen geht es nicht besser — es sei denn, daß unser Beruf uns eigens in solcher Tätigkeit geübt hätte.

Soll jemand gar sein eigenes Aeußeres kennzeichnen, so scheitert er vielleicht erst recht kläglich. Im Phonographen erkennt man die Stimmen seiner Bekannten, meist jedoch nicht die eigene; und dann ist man baß verwundert, wenn man auf sie aufmerksam gemacht wird. Wer sich unvermutet im Spiegel sieht, wundert sich vielleicht über das merkwürdige fremde Gesicht.

Fragt man uns nach irgendwelchen Größen oder Entfernungen, läßt man uns „Distanzen schätzen", so geht's uns nicht besser, falls wir nicht etwa durch Militärdienst oder dergleichen gerade darauf eingeübt sind. In der einfachsten Weise läßt sich diese Unfähigkeit zu recht komischen Gesellschaftsspielen benützen. Wohl am allerunbehilflichsten aber sind wir, wenn es gilt, irgendeine räumliche Situation mit ein paar Strichen zu zeichnen. Schon der Versuch, den Grundriß des Zimmers, in welchem man sich täglich bewegt, und der in ihm aufgestellten Möbel auch nur zu markieren, dürfte meist in einer für unsere Anschauungs- und Erinnerungskraft nicht sehr schmeichelhaften Weise gelingen. Versuchen wir gar, die Umgebung des Hauses, in welchem wir wohnen, mit den uns doch so ganz vertrauten Straßen usw. aufzuzeichnen, so scheitern die allermeisten von uns wiederum recht kläglich. Und wer Geographie auch mit Hilfe von Landkarten so weit gelernt hat, daß er auf ihnen oder auch ohne sie einigermaßen Auskunft geben kann, vermag doch kaum eine halbwegs leidliche Skizze von Europa oder gar etwa von Südamerika aus dem Kopfe zu entwerfen.

Fachleute der Psychologie haben Experimente angestellt, bei denen es galt, über ein gesehenes Bild, über einen erlebten Vorgang und dergleichen das auszusagen, was davon im Gedächtnisse gehaftet hat. Die Ergebnisse dieser Versuche blieben selbst hinter niedrig gestellten Erwartungen zurück, zeigten unglaubliche Täuschungen und bewiesen auch klar, wie wenig auf Zeugenaussagen vor Gericht zu geben ist, zumal wenn sie von Kindern stammen.

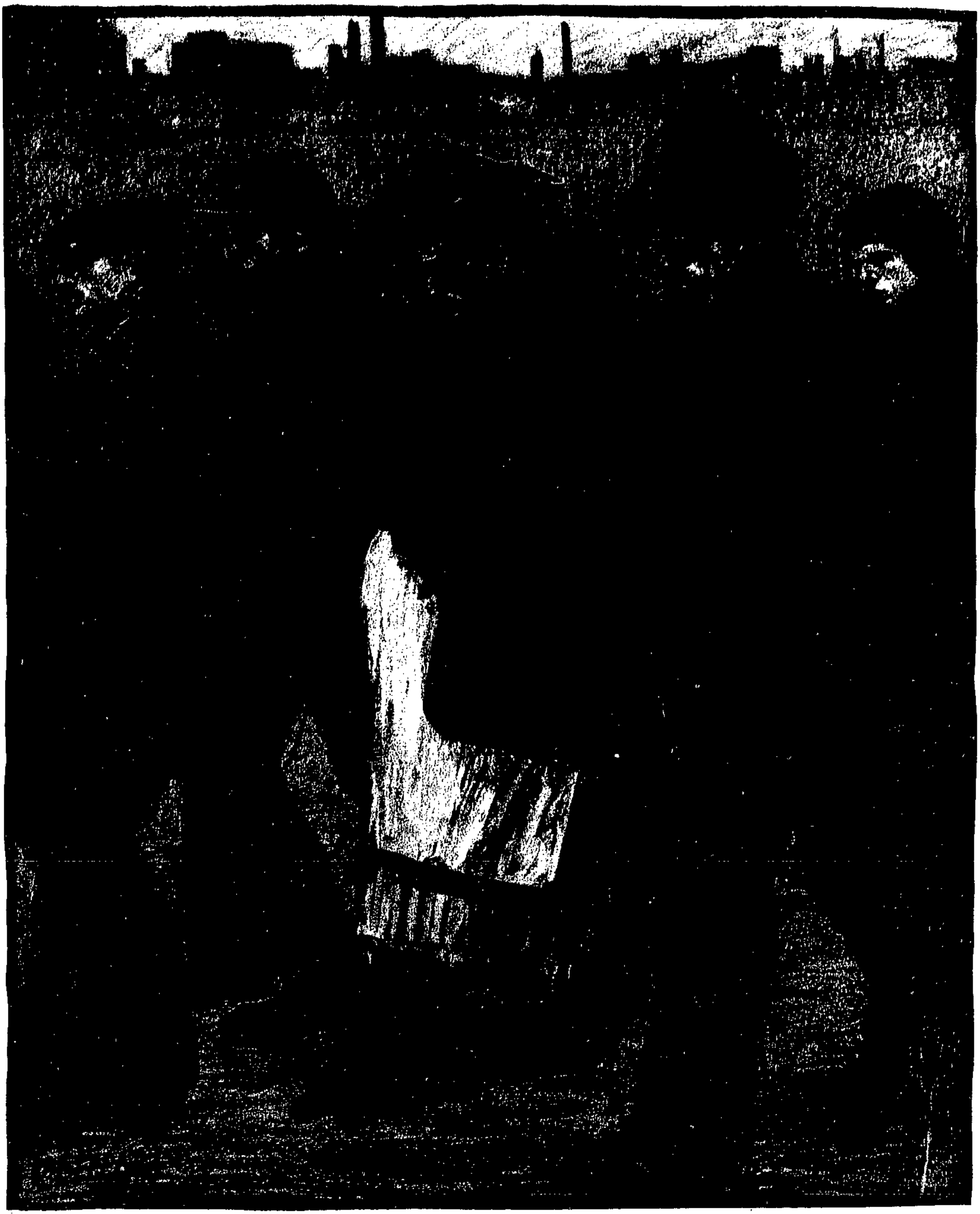
Dazu kamen dann Untersuchungen über den Kreis von Erinnerungen, über welche die Kinder verfügen, wann sie in die Schule aufgenommen worden, über ihren „Intelligenzschatz", oder wie man es nennt. Auch hier klägliche Resultate! So und so viele Kinder hatten zahlreiche von den einfachsten Dingen und Vorgängen in der Welt um sie herum noch nicht gesehen — oder wenigstens nicht in der Erinnerung behalten. Ob dann im Laufe der Schuljahre gerade darin viel Forschritte gemacht werden, fragt sich auch noch. Schüler, selbst ältere, äffen gern irgendwelche Besonderheiten ihres Lehrers nach, bemerken aber vielleicht gar nicht irgendein körperliches Leiden an ihm.

Aber merkwürdig: man rühmt doch mit Recht das Kind als einen „scharfen Beobachter"; man ist oft verblüfft über sein Erfassen von Eigentümlichkeiten an Personen; man weiß, wie wenig es sich mit der Vorderseite oder überhaupt mit der Außenseite eines Gegenstandes begnügt, wie gern es ihn umdreht, um ihn auch von rückwärts zu sehen, wie gern es ihn zerbricht, um auch in sein Inneres einzudringen.

Und wer mit Kindern näher umgeht, kann leicht bemerken, wie begierig das Kind nach allem ist, was es anschauen kann, wie freudig es über alles ist, was man ihm zeigt, wie dankbar es ist über jegliche Hilfe, die man ihm darbietet, auf daß es die Dinge genauer betrachten könne und näher kennen lerne. Ein wahrer Durst des Auges waltet in dem Kind; und wer ihn stillt, der hat's beim Kinde gewonnen und kann aus ihm leicht einen Virtuosen des Schauens machen. Kommt es also

trotzdem zu so ungünstigen Ergebnissen, wie man sie bei Schülern gefunden, so hat es ganz einfach an der richtigen Befriedigung eines Naturdranges gefehlt; wir haben ganz einfach unser Kind zu wenig schauen lassen, haben ihm insbesondere zu wenig gezeigt. Wie aber können wir das besser machen?

Vor allem ist Sehen und Sehen zweierlei. Man kann das eine mal bloß mit dem Auge sehen, das andere mal mit dem Auge und auch mit der Seele. Etwas unliebenswürdige Worte sind's, die das bloße Augensehen bezeichnen, zumal wenn das Auge am Gegenstande haften bleibt; dann spricht man vom „Glotzen" oder „Stieren" oder dergl. Nun ist ein „gutes



O. Delling: **„Der Gang zur Arbeit."**

Auge", d. h. ein normal funktionierendes Sinnesorgan, zu allem weiteren nötig: das blinde sieht den Gegenstand gar nicht, das trübe sieht ihn nicht rein, das kurzsichtige nicht aus der Weite, das weitsichtige nicht aus der Nähe.

Aber es können zwei Menschen gleich gute Sehwerkzeuge und doch in einer anderen Bedeutung nicht auf gleiche Weise ein „gutes Auge" haben. Die berühmten „Wilden", die von weither etwas bemerken, das der „zivilisierte" Mensch gänzlich übersieht, haben höchstwahrscheinlich kein schärferes, etwa gar weitsichtigeres Sehorgan als wir. Allein sie verarbeiten den Eindruck ihres Auges seelisch besser als wir. Oder wir gehen mit zwei Kindern spazieren, die beide „normal sehen"; das eine weicht Hindernissen geschickt aus, das andere „sieht" sie so wenig und stößt so ungeschickt an sie an, daß wir ihm vorwurfsvoll zurufen: „Schau nur, schau nur!"

Wir rufen hier nicht: „Sieh nur, sieh nur!" So sprechen wir höchstens, wenn wir wünschen, daß jemand sich an dem Anblick einer schönen Landschaft oder einer interessanten menschlichen Szene weiden soll. Wir verlangen aber ein Schauen, wenn wir an den Willen appellieren, der sich eine Situation mit dem Blicke zu eigen machen soll.

Auch über das bloße Schauen hinaus gibt es noch etwas Weiteres. Wollen wir nicht bloß einen Gesamteindruck erfassen und verarbeiten, wenn wir z. B. einem Hindernis ausweichen; wollen wir also z. B. einer Baumwurzel nicht bloß ausweichen, sondern auch ihre Eigentümlichkeiten und Bestandteile erfassen, dann machen wir uns daran, sie zu „beobachten". Doch so weit sind wir jetzt noch nicht. Erst gilt es einmal, ein Ganzes zu „schauen" oder etwa zu „erschauen". Und dann gilt es, das Geschaute auch dort, wo es geschaut worden ist, nämlich in unserem seelischen Innern, festzuhalten, es nicht vorüberhuschen zu lassen, sondern es zum Besitz unseres Gedächtnisses zu machen, so daß wir uns jederzeit seiner erinnern können.

Dazu jedoch bedarf es vor allem eines wirklich vollkommenen Schauens; und wer jemandem, zumal einem Kinde, zu einem solchen verhelfen will, der zeigt ihm den Gegenstand und zeigt diesen gerade so, daß ein recht kräftiges und auch im Gedächtnisse haftendes Schauen zustande kommt. Er „stellt ihn zur Schau".

Unsere Wohnung und unsere Naturumgebung sind erfüllt von hunderterlei Gegenständen, deren Kenntnis uns zum einen Teil längst so geläufig ist, daß wir sie als etwas Selbstverständliches betrachten, und zum anderen Teile so gleichgültig ist, daß wir daran immer wieder vorbeigehen — „blind mit sehenden Augen". Dem Kind aber ist das Wenigste geläufig, nichts gleichgültig; und es will nicht so „blind" sein. Nur haben ihm verschiedene Gegenstände verschiedene Bedeutung: manches, das uns wichtiger, ist für das Kind weniger wichtig, und umgekehrt. Dagegen haben wir es in der Hand, ihm die Dinge wichtiger oder unwichtiger zu machen; und zwar am meisten dadurch, daß wir ihm eben zeigen, was es schauen soll.

Nun fällt uns beim Kinde leicht sein Interesse für all das auf, was sich bewegt. Allerdings ist dies nicht bloß kindlich: auch wir selbst achten mehr auf das Bewegte, als auf das Ruhende. Schon die Bewegung allein verstärkt den Eindruck. Sodann gibt sie allermeistens Gelegenheit, den Gegenstand von mehr Seiten aus zu sehen, als wenn er ruht. Endlich wird der Eindruck eben am stärksten durch das eigentliche Zeigen, also dadurch, daß eine Person mit ihrer Geberde und womöglich auch mit ihrem Wort auf den Gegenstand hinweist, und am meisten dadurch, daß ihn die Person anfaßt, in die Höhe hebt und etwa auch dreht und wendet. Ist der Gegenstand schwer beweglich, so kann seine Bewegung durch die des Zeigenden ersetzt werden, indem dieser zum Gegenstande hingeht, ihn mehrfach anfaßt, an ihm sich hin- und herbewegt, u. dgl. m.

Aber zu immer noch stärkerem, lebendigerem Eindruck vermag sich die Bewegung zu steigern. Bisher meinten wir stets Gegenstände, die fertig vor uns liegen. Allein auch diese sind einmal entstanden und haben in ihrem Werden wohl noch interessantere Bewegungen entfaltet, als in ihrer Vollendung. Und welchen Anteil gerade das Kind an dem Entstehen eines Dinges nimmt, läßt sich unschwer beobachten; sein Drang, einen Gegenstand auseinander zu nehmen, ihn zu „zerstören", ist eigentlich doch nur eine andere Form für den Drang, ihn entstehen zu sehen.

So ist uns denn das Kind nicht bald für etwas so dankbar, wie wenn wir ein Ding vor ihm werden lassen, es machen. Namentlich einfachste physikalische Vorrichtungen, wie z. B. eine ganz primitive Camera obscura, werden dem Kinde besonders dann wert, wenn wir sie vor ihm zusammensetzen; und am meisten zueigen werden sie dem Kinde, wenn es sie schließlich selber anfertigt. Auch ein Besuch in einer Werkstätte oder Fabrik ist dem Kinde nicht nur wegen der lebhaften Bewegungen überhaupt, die dort herrschen, ein Hochgenuß, sondern gerade auch wegen eines Einblickes in das Werden der Dinge, die es sonst nur fertig sieht.

In dieser Weise sorgen wir auf mannigfaltige Art für eine Anschauung der Dinge. Leider können wir nicht alle wirklich anschauen, am wenigsten immer dann, wann wir sie gerade brauchen. In einer Lektion französischer Sprache steht wohl ein Bleistift, aber schwerlich ein Flußpferd zur Verfügung. Bis wir also in einen „Zoo" kommen und dort den „hippopotamus" in der Anschauung zeigen können, behelfen wir uns mit einer Veranschaulichung, also mit einer Abbildung, etwa auch mit einem Modell. Soweit das Kind nicht „die Welt in Wirklichkeit" schauen kann, aber auch nur soweit, tun wir gut, ihm „die Welt in Bildern" zu zeigen.

Aber stets ist dies ein dürftiger Ersatz, mag er auch meistens unentbehrlich und oft selbst eine sehr zweckmäßige Hilfe für die wirkliche Anschauung sein. Er verleitet manchmal sogar zu falschen Auffassungen der Wirklichkeit, die dann später nur mehr schwer zu überwinden sind. Beispielsweise schenken wir gern einem wißbegierigen Kinde astronomische Modelle, wie Tellurien, Lunarien, Solarien, Planetarien, um ihm Stellung und Bewegung der Erde, des Mondes, der Sonne, des Planetensystems zu zeigen. All das ist sehr wenig wert, unter Umständen sogar schädlich.

Vielmehr muß auch hier die wirkliche Anschauung das erste und das letzte Wort haben. Die Sonne mit dem Schatten, den vor ihr ein Stab wirft; der Mond mit seiner täglich wechselnden Stellung unter den Fixsternen, die er doch immer wieder von Ost nach West begleitet; der Abendstern links von der Sonne und der Morgenstern rechts von ihr; seine Kameraden Mars, Jupiter usw., die es ebenso und doch nicht ganz gleich machen, wie der Mond; endlich die Sternbilder und Hauptsterne, an denen diese Gesellschaft vorüberzieht, und jene anderen, denen sie fern bleibt, die nicht zum „Tierkreis" gehören: das ist die richtige Nahrung des Schauens für das Kind, die richtige Gelegenheit des Zeigens für uns. Erst nach langer Vertrautheit damit können jene Modelle von Bedeutung werden; erst dann finden sie ein genügendes Verständnis, zumal wenn sie recht „anschaulich" gemacht sind und gezeigt werden; aber vielleicht bedarf man ihrer dann gar nicht mehr.

Allerdings begnügt sich bald auch das Kind nicht mehr mit dem Schauen dessen, was man ihm zeigt, und was es etwa selbst findet. Es will, wie wir schon aus seinem Interesse für das Entstehen der Dinge wissen, auch in die Zusammenhänge des Erschauten eindringen. Es fragt so gern „warum?" und quält uns damit besonders dort, wo es am üppigsten Gelegenheit zum Schauen vorfindet: auf dem Spaziergang. „Warum hat dieser Baum mehr Blätter als jener?" Also eine von jenen Fragen, die uns „zur Verzweiflung bringen" können, obwohl sie schließlich gar nicht so unbeantwortbar sind, wie es scheint! Aber solche Fragen sind vor allem eine Ausfüllung von Lücken, die wir in dem Kinde lassen. Wir können sein Interesse beeinflussen, können es vor allem auf das Vorhandene selbst hinlenken, zumal auf das, dessen Erklärung uns verhältnismäßig leicht wird.

Und gerade der Spaziergang in und außer der Stadt, namentlich aber außer der Stadt, wo alles einfacher und „anschaulicher" ist, gibt uns Gelegenheit, die Kunst des Zeigens zu entfalten und mit dem Zeigen bald auch das Erklären zu verbinden. Wir kommen zum Mühlenteich und zeigen den Bach, den Teich, das Wehr, die Mühle, das Rad — ein Ding nach dem andern. Dann lassen wir das Kind allmählich ein Ding mit dem andern schauen oder vielmehr beobachten. Jetzt werden wir die Warum-Frager. „Warum steht die Mühle unterhalb und nicht oberhalb des Teiches?" Auch die Erklärung dieses Tatbestandes ist selbst für das Kind nicht allzu schwer; und hat es sie gegeben, dann „schaut" es das Ganze mit „anderen Augen", dann wird ihm der Zusammenhang nicht nur, sondern auch das Einzelne „lebendig".

So schreitet es vom Schauen zum Beobachten fort, d. h. es zerlegt mit seinem Denken das Ganze in Bestandteile. Jenes Stück Landschaft wird ihm verständlich, indem es also ein Ding nicht bloß nach dem andern, sondern mit dem andern schaut. Manche Bestandteile sind von den einen abhängig, manche von den andern. Wird das Wasser geringer, so dreht sich das Rad langsamer oder schwerer; wird das Wasser trüber, so —? und unser Kind weiß bald auch damit Bescheid.

Daheim aber fehlen die Gelegenheiten zum Schauen und Zeigen ebenfalls nicht; nur sind sie nicht so „anschaulich", so „blühend lebendig". Dagegen können wir hier dem Kinde das zeigen, was noch viel weiter über das bloße Anschauen hinausgeht, als der Zusammenhang des Mühlenteiches. Hier zeigen wir dem Kinde das Zählen und Messen und Schätzen. Ein Apfel und noch einer und wieder einer sind drei; aber daran sind die Aepfel und die Rechenmaschinen viel unschuldiger, als man häufig in einer Ehrfurcht vor der Allmacht der Sinne glaubt. Die Ecke des Tisches ist ein Punkt, seine Kante eine Linie, seine Platte eine Fläche, er selbst ein Körper; allein überall im Zimmer findet das Kind nicht nur Punkte und Linien usw., sondern zieht sie auch. Beistift und Pappe helfen dazu sehr gut; aber daß sie dazu nicht nötig sind, sowenig wie die Farbe des Wassers für das Drehen des Rades, das versteht bald auch ein Kind. Es versteht bald auch, daß unser Zimmer fast ganz aus Vierecken, und zwar allermeist aus Rechtecken zusammengesetzt ist.

Nur gezeigt müssen wir ihm einmal und mehrmal das alles haben; gewöhnt müssen wir es haben, mit den Dingen selbst umzugehen, im Schauen — und natürlich auch im Hören, Fühlen usw. Mindestens das Stadtkind. Das Landkind ist darin von vornherein besser gestellt, und selbst der „Gassenbube" ist es.

Der ländliche Mensch und wohl auch jegliches Kind, das noch so recht im Anschauen lebt, erfreut uns aber auch durch eine eigentümliche und oft geradezu frappierende Gabe: durch eine lebendige, unmittelbar „anschauliche" Redeweise.

Das Erbgeschenk.

Skizze von K. Kleinlein.

Ich vergesse es nie: Thomas lag in den Kissen, als würde er andern Tags wieder ganz aufstehen. Ueber sein Gesicht spielte etwas Abgeklärtes, Friedvolles, wie er so dalag und vor sich hin sinnierte.

„Ueber was denkst Du denn nach?“ fragte ich oft.

Er sah mich dann jedesmal lächelnd an, als wollte er sagen: „Ueber was? — Na, über das! Du weißt doch . . . .“

Ich hätte es natürlich nicht gewußt.

Ja, er lag da und lächelte einen an. Was er indessen denken mochte, konnte man sich nie vorstellen. Er war aber immer so. Ich entsinne mich dessen ganz genau. Oft plötzlich bat er einen: „Rücke doch das Buch dort, bitte, ein wenig zurecht, ja? So, ich danke Dir. Sieht gleich besser aus . . .“

Ja, er war so; er mochte die Ordnung. Alles mußte lot- und senkrecht sein. Alles mußte Linie haben, ob es nun lag, ob es stand oder hing.

Kam ich von der Arbeit nach Hause, so fragte Thomas schon, wenn ich an seiner Türe vorbeiging: „Hast Du Zeit heute, ja? Willst Du ein wenig kommen?“

Ich kam daraufhin immer gleich und aß bei ihm am Bett Abendbrot.

„Nun, schmeckt's?“ fragte er dann und dabei lächelte er auf seine Art.

„O, ja, es schmeckt!“ pflegte ich meistens zu erwidern, denn in solchen Jahren ist man immer hungrig.

Oft dachte ich, er würde einmal sagen: „Ach, ja, wer auch so essen könnte, wer auch so munter und wohlauf wäre . . .!“ Aber er sagte dies nie. Ich glaube, er hat dies nicht einmal gedacht, so nahe es auch gelegen haben mochte. —

Seine Mutter hatte keine Ruhe. Sie ging immer hin und her. Sie bat mich, eine Tasse Kaffee zu trinken. Sie bat Thomas, das gleiche zu tun. Sie rückte ihm die Decke zurecht und ließ ihn in jeder Weise fühlen, wie sehr sie ihn, ihren Einzigen, liebte, wie sehr sie um sein Wohl besorgt war.

Die gute, einzigartige Frau, wenn ich an sie denke! Solch eine aufopfernde Mutter — solch ein leidenschaftliches Aufgehen im Wesen des Sohnes, solch eine Besorgtheit im Beschaffen desjenigen, was in den Grenzen des Möglichen lag, und solch eine rührende Hingabe, während seiner Krankheit: ich habe es nicht wieder gefunden; ich werde es auch nicht vergessen können. — Sie hatte nichts von ihrem Leben als Sorgen und Kummer, Entbehrungen und Not. Aber dieses Leben schien ihr reich. Konnte sie es doch ausfüllen mit der Liebe für zwei Männer, von denen der eine der Gatte und der andere der Sohn war. Und beide hatte das Schicksal frühzeitig geknickt. . . .

An jenem Sonntag nun, da setzte sie sich auch zu uns, wie sie alle Arbeit getan glaubte.

„So, nun ist es gut,“ sagte Thomas. „Ich sah ihn an und er lächelte, lächelte ziellos ins Weite.

Ich saß in der Mitte, seine Mutter zu Füßen.

„Du siehst heute so gut aus, Thomas,“ sagte sie in ihrer lieben Art zu ihm.

„Ja,“ antwortete er ihr, „mir ist heute ausnahmsweise leicht zu Mute.“

Sie rückte ihm die Decke zurecht. Sie konnte gar nicht anders, ich wußte es. Ihr ganzes reiches Inneres drängte mütterlich-helfend zu ihm hin.

„Sie hat keine Ruhe!“ Er lächelte mich an und ich sie. Wir verstanden uns ja.

Wir unterhielten uns beide. Sie erzählte von ihrem Mann, Thomas' Vater, der „früh das Zeitliche segnete“, während Thomas still in den Kissen lag und gewiß zuhörte. Vielleicht lächelte er auch.

Langsam dämmerte es und wir verstummten wieder. Mit unseren eigenen Gedanken beschäftigt, saßen wir da und dachten gegenseitig wohl an uns und unser Geschick. So mochte leicht eine Stunde vergangen sein.

Dann stand die Mutter auf und sagte: „Ich werde Licht machen.“

„Ja, tun Sie das, liebe Frau Moster,“ erwiderte ich. — Ich weiß das heute noch so genau, wie wenn es gestern oder vorgestern gewesen wäre.

Wie nun der Lichtschein über Thomas hinwegflutete, da lag er mit einem unbeschreiblich schönen Lächeln in den Kissen und schlief. O, ich werde es nie vergessen! Seine Hand lag auf meinem Knie. Ich fühlte sie schwer darauf ruhen. Sacht nahm ich sie in die meine, um ihn so auf möglichst angenehme Art zu wecken. „Er kann ja des Nachts sowieso immer keinen Schlaf finden,“ dachte ich dabei. Da durchzuckte mich plötzlich ein entsetzlicher Gedanke: Seine Hand war so seltsam kühl und steif. O! Ich brach schluchzend am Bett zusammen. — Er war tot, tot! War uns für immer genommen! . . .

Ich habe nie wieder geweint seitdem, aber damals . . . Seine Mutter weinte nicht. Nur ein wenig schwach fühlte sie sich werden. Aber der furchtbare Schmerz durchzitterte ihr ganzes Wesen. Ich verließ das Zimmer und sie blieb allein. Wie ich dann wiederkam, stand sie ruhig auf und wir erledigten noch alles, was in jener Nacht getan werden mußte.

Unter sein Kissen hatte Thomas zwei Briefe gelegt. Einer war für mich und einer für seine Mutter. Sie waren beide am selben Tage, morgens geschrieben. Er vermachte mir sein Regal und seine Bücher und beschwor mich um einer aufrichtigen, liebevollen Freundschaft willen, seine alte Mutter nie zu verlassen in ihren einsamen Tagen. In rührender Weise gedachte er ihrer.

Auch sie hatte mit Tränen zu kämpfen und strich mit zitternden Händen die Seiten glatt, um weiterlesen zu können. —

Dann haben wir ihn begraben. —

Thomas' Mutter aber war gebrochen. Dieser letzte Gram zerwühlte alles in ihr, löste alles auf, was bisher um des Sohnes willen noch zusammengehalten hatte. Und wenige Wochen darauf folgte sie ihm nach einem leidensvollen, kämpfereichen Leben für immer. — O, was ich in jenen Tagen gelitten habe! . . .

Mein alter graubärtiger Vater schwieg. Er sank wehmutsvoll in sich zusammen.

Martha preßte meinen Arm und sah mich groß an. Sekundenlang lastete ein tiefes, ernstes Schweigen auf uns, dann richtete sich mein Vater wieder auf und sagte mit ruhiger, klarer Stimme zu mir: „Und darum wirst Du verstehen, was ich Dir schenke. Es soll ein Geburtstags- und ein Hochzeitsgeschenk zugleich sein. Sieh: Du, Du kannst zu Deinem fünfundzwanzigsten Geburtstag ein schönes, gesundes, tüchtiges Mädchen heimführen. Er aber, er mußte acht Tage vor seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag für immer aus dieser Welt scheiden! — Und was hat er doch alles erstrebt; was hat ihm vorgeschwebt! Denkt doch, zu jener Zeit . . . Und wie mühsam hat er sich alle diese Bücher zusammengekauft. Wie hat er gedarbt und gespart, um sich weiterbilden zu können. So schwer wird es einem heute nicht mehr gemacht. Und darum, gerade darum, sollst Du mir das teilweise von seinem Vater Ererbte doppelt wert halten. Und darum auch trachte immer danach, mein Größter, daß Du das bist, was Du sein kannst. Erstrebe, was Dir möglich ist zu erreichen. So bist Du Mutter und mir gewiß keinen Dank schuldig . . . nein, so nicht.“ —

Und er schwieg wieder und strich liebevoll über die alten, so wenig gleichartigen Bände.

Dann drückte uns Vater noch die Hände warm ineinander — denn der kleine ergraute Mann ging als Letzter —, und ich war mit meiner jungen Frau nun allein.

Schweigend standen wir vor unserem Erbgeschenk und betrachteten minutenlang das Gefüge desselben.

Es war Fluß in den schlanken Linien der Kanten, ob sie nun quer oder aufrecht liefen.

„Ja, fremdes Geschick ist oft wie unser eigenes,“ sagte meine Frau nach dieser kleinen Pause leise. Ich sah ihr sekundenlang unverwandt in die großen dunklen Augen.

„Du!“ sagte ich dann und langsam legte sie die kleinen Hände an meinen Hals und küßte mich leidenschaftlich auf die Stirne. —

In Treue fest.

Von Karl Peterson.

Das faucht und summt, und in das Räderschurren
dröhnt schwer und dumpf das Stampfen der Maschinen,
doch rührt sich keine Hand, sie zu bedienen.
Und aus des Saales Ecke dringt ein Murren;
die Hand zur Faust geballt, so stehn sie da,
der Arbeit Sklaven, finster das Gesicht.
Noch weiß so keiner recht, was denn geschah,
und alles lauscht dem einen, der da spricht:
„Ich schmeiß euch alle raus! Habt ihr's gehört?
Das also wagt der Meister uns zu sagen,
weil wir gemeinsam unser Joch getragen,
weil die Brutalität uns hat empört,
mit der den Mogens er getreten hat.
„Ich schmeiß euch alle raus!“ Der Herrenknecht
treibt's gar zu toll, daß er sich so erfrecht,
uns so beschimpft. Nein, nein ich hab es satt!
Was macht denn unser Leben lebenswert?
Vielleicht, daß wir gedrückt in harter Fron
uns mühen Tag für Tag um einen Lohn,
der nur des Daseins Qualen noch vermehrt,
weil er die Sorge mit sich trug ins Haus?
Nein, sag ich, nein und noch vieltausendmal:
Nicht dieses Elend länger weiterleben;
es wird und muß ja einen Ausweg geben
aus diesem Leben voller Not und Qual,
es wird und muß, was uns daniederhält,
wenn wir zum Bündnis uns die Hände reichen,
doch endlich dem vereinten Ansturm weichen,
und so vereint, behaupten wir das Feld.
Dann kehrt die Freude wieder bei uns ein,
und jubelnd tragen wir in unser Leben
bald wieder eine Welt voll Sonnenschein,
vor dem der Sorge Schatten still entschweben.“

Aufatmend hält er ein und sieht sich um.
Er fühlt's, ihm jubeln alle Herzen zu
und drängen ihn: sprich du nur weiter, du,
wir folgen dir, bleibt auch die Lippe stumm.
Und er fährt fort: „Wer frondet denn im Joch,
wer ist es denn, der all den Reichtum schafft?
Wir sind es, wir mit unseres Armes Kraft!
Und sollen uns nun treten lassen noch?“

Da flammt es heiß in allen Herzen auf;
ein Schrei des Zornes füllt den weiten Saal.
Nein, nein, es ist genug, genug der Qual!
So nimm, Geschick, denn ruhig deinen Lauf!
Die Riemen kreischen noch mal hart und schrill,
dann stehen sämtliche Maschinen still,
und durch das weite Tor zieht nun ins Freie
der Arbeitssklaven lange, dunkle Reihe.

Feuilleton.

Wenn der Sommer scheidet . . . Nun fielen die Blätter. Und was noch an den Aesten hing, flammte in gelben und roten Farben. Ueber den Boden aber lag es braun gestreut. In raschelnden Stößen wühlte der Wind im modernden Laube. Ein paar Blumen kümmerten noch am Wegrain. Altweibersommerfäden segelten träge in der warmfeuchten Luft. Ein zäher Dunst hüllte die Fernen und weiße Nebel stiegen und dampften über dem braungedörrten Wiesengelände.

Sie hatten Abschied voneinander genommen. Am Hügel, den die Windmühle krönte, hatten sie sich getroffen. Die vielen Worte lagen ihnen beiden nicht. Er wollte ja wiederkommen. Im Frühling. Sie wußte es, daß er es ehrlich meinte, und doch lag in ihren Augen ein tränenfeuchter Glanz.

Zu ihren Füßen furrte die Stadt. Die roten Dächer lugten aus dem gilbenden Laube, und die beiden Schlote der Fabrik, in der er ein Jahr lang gearbeitet hatte, wirbelten blaue Rauchspiralen in den scheidenden Spätsommertag. Ein Schwarm Wildenten strich über den Wald. In langem, keilförmigem Zuge flogen sie dahin. Man konnte ihre Schreie hören. Der Wald stand blaugrün: eine niedrige Mauer, hinter der die Welt lag . . .

Langsam und bedächtig drehte der Mühlenriese seine schwerfälligen Flügel. Durch einen Wolkenriß quoll für einen Augenblick das matte Gold eines herbstlichen Sonnenstrahls. Da reichte er ihr noch einmal die Hände. Und sie neigte sich vor und bot ihm die Lippen.

Das war der Abschied.

Dann war er gegangen. Den Fußpfad hinunter, der in vielfachen Windungen den Wiesenfluß begleitete. Gelb hob sich der Weg aus dem starren Grünbraun der dorrenden Wiesen. Und je weiter er schritt, desto kleiner zauberte ihn die wachsende Entfernung. Sie aber lehnte am weißgefleckten Stamm einer wispernden Birke. Noch einmal zog der Sommer vor ihren Augen vorüber: ihr Sommer, der so reich an Sonne und Wonne gewesen war. Und sie schaute ihm nach mit großen, weinenden Augen, bis der finstere Wald ihr seine liebe Erscheinung genommen.

Da wandte auch sie den Fuß. Ihre Beine, die sie sonst so leicht trugen, zitterten, waren schwer. Hart kam ihr der Heimweg an. Immer näher leuchteten die roten Dächer. Das Rascheln im welken Laube wollte nicht schweigen. Und trotz der großen Müdigkeit, die sie befallen hatte, beflügelte sich ihr Schritt. Graue Wochen lagen vor ihr. Die mußten überwunden werden. Wochen ohne Blattgrün und ohne Sonne . . .

Und auch er schritt durch den wachsenden Abend. Und erst, als er den Wald durchmessen hatte, sah er die Windmühle wieder, die auf dem alten, lieben Hügel ihre Flügel drehte. Aber welk war die Welt auch hier und Krähenschwärme zogen schnarrend mit schweren Flügelschlägen über Stoppeln und Felder. Bleiern hatte der Nebel Täler und Tiefen ausgegossen. Schon reckte das Nachbarstädtchen seinen Kirchturm über den Horizont. Da schritt er rüstig darauf zu, und in ihm sang das Glück, sein Sommerglück, das er an ihrer Seite genossen . . .

Elise Schweichel,
die bekannte Verfasserin zahlreicher fesselnder Romane, Novellen und Skizzen, begeht am heutigen Tage in körperlicher und geistiger Frische ihren achtzigsten Geburtstag.

Riesenlokomobilen. Die Dampflokomobile, die auf der Oberseite des zugehörigen Kessels gelagerte und damit zu einer abgeschlossenen Einheit verbundene Dampfmaschine, kommt bald als fahrbare, bald als stationäre Maschine vor. Besonders in der letzten Form ist sie interessant, da man gerade bei uns in Deutschland ihre Leistungsfähigkeit beträchtlich gesteigert hat. Zwei derartige Lokomobilen waren auch auf der Brüsseler Weltausstellung im Betrieb zu sehen; die eine von Lanz mag wohl die größte sein, die bisher überhaupt gebaut worden ist. Sie entwickelte 1000 Pferdekräfte und war an der einen Seite mit einer Gleichstromdynamomaschine direkt gekuppelt, während auf der anderen ein Schwungrad fliegend, d. h. ohne äußeres Stützlager, angebracht war. Der Lokomobilkessel enthielt zwei Feuerbüchsen. Bemerkenswert ist es, daß der dafür erforderliche Luftzug nicht mittels eines gemauerten Dampfschornsteines, sondern auf künstliche Weise in einem nur 25 Meter hohen Blechkamin erzeugt wurde. Allerdings war die äußere Ausrüstung der Riesenlokomobile, eine viereckige Kesseleinfassung, darüber eine große Plattform für die Dampfmaschine, anders als bei der gewöhnlichen Bauart. Dagegen war die zweite, von Wolf, mit 600 Pferdestärken, vollständig der übliche Typus mit rein walzenförmigem Kessel und zwei mächtigen, fliegenden Schwungrädern. Es war die gleiche Anordnung gewählt wie bei kleineren Lokomobilen, die Kraft mittels Ledertreibriemen zu übertragen. Jedes der beiden Schwungräder stand durch einen solchen mit je einer am Boden aufgestellten Dynamomaschine in Verbindung. k. h.

Für das Partei-Archiv werden die Jahrgänge 1888, 1889, 1890 und 1891 der „Neuen Welt" gesucht; auf Wunsch erfolgt eine entsprechende Vergütung. Sendungen werden erbeten an den Genossen Max Grunwald, Berlin SW. 68, Lindenstr. 3 (Partei-Archiv).

Die Friedensdemonstration der Berliner Arbeiter im Treptower Park (3. September 1911).

Nachdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.